

Vom Nutzen des Vorlesens - gestern und heute

Autor(en): **Hüppi, Hans-Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **63 (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Nutzen des Vorlesens – gestern und heute

Von Hans-Martin Hüppi

Wenn ich als kleiner Junge krank war, las mir die Grossmutter vor. Morgens war sie mit ihrem Haushalt beschäftigt, aber nachmittags, wenn das Geschirr gewaschen war, nahm sie ihren Strickstrumpf und «Heidi» oder «Die Turnachkinder im Sommer» und las zum Geklapper der Nadeln. Ich war glücklich. Es war die einzige Unterhaltung, die ich hatte. Fernsehen gab es nicht, und einen Radioempfänger hatten wir keinen.

Nicht nur für mich kleinen kranken Jungen war Vorlesen damals eine wichtige Form des Zeitvertreibs. Ich erinnere mich, dass mein akademischer Lehrer Christian Winkler regelmässig seiner Frau vorlas und von den Erfahrungen erzählte, die sie dabei sammelten. Thomas Mann zum Beispiel mochte er nicht besonders, las ihr aber doch «Joseph und seine Brüder» vor und fand das – auf tägliche Portionen verteilt – sehr unterhaltend. Von dieser bildungsbürgerlichen Kultur des Vorlesens berichtet auch der deutsch-amerikanische Germanist Heinrich Meyer in «Die Kunst des Erzählens»: «Zu Zeiten, als meine Frau und ich im Sommer viele tausend Meilen im Auto zurücklegten, pflegte ich zu fahren und sie mir vorzulesen.»

So wie neben der Hausmusik die öffentlichen Konzerte gab es anno dazumal neben den häuslichen die öffentlichen Vorleseabende. Wenn Karl Kraus, der Herausgeber der «Fackel», Shakespeare, Nestroy, Raimund und Trakl vorlas, fanden sich im Wiener Konzertvereinsaal fünfhundert Menschen zusammen, und die ungeheure Wirkung dieser Abende wird von Autoren wie Tucholsky und Canetti bezeugt.

Mit seinen Lesungen knüpfte Kraus an die Tradition des 19. Jahrhunderts an. Ludwig Tieck etwa betätigte sich nicht nur als Übersetzer von Shakespeares Dramen, sondern las sie auch öffentlich vor, und zwar so, dass er alle Rollen gleichzeitig übernahm. Wie das bei turbulenten Szenen aus dem «Sommer-nachtstraum» etwa gelang, können wir uns schwer vorstellen, aber Tieck war erfolgreich und hat auch ausführlich von seinen Erfahrungen berichtet:

«Als Vorleser, besonders dramatischer Sachen, hatte ich mir schon in meiner Jugend auf dem Gymnasium einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. Später habe ich durch fortgesetzte Übung dieses Talent weiter ausgebildet, und

mir auch manche Regel darüber entwickelt. [...] Heutiges Tages glaubt Jedermann lesen zu können, aber die wenigsten verstehen es, und auch ausgezeichnete Leute täuschen sich oft darin. Der ältere Schlegel las lyrische Sachen und seine eigenen Gedichte in sehr angenehmer Weise, Dramatisches dagegen in einem unerträglichen Kanzelton, er glaubte aber sehr gut zu lesen. Mein einfaches Lesen tadelte er, weil es mir am tragischen Pathos fehle.»

Solche Auseinandersetzungen zwischen vorlesenden Literaten gibt es heute kaum mehr; die bildungsbürgerliche Vorlesetradition ist zum grössten Teil verschwunden, die strickenden Grossmütter sind ausgestorben und die vorlesenden selten geworden. Andererseits scheint die Öffentlichkeit von den Ergebnissen der Pisa-Tests alarmiert: Vorlesen soll nun die Lesefertigkeit der Kinder fördern. Unter www.lesen-in-deutschland.de wird dazu aufgerufen. Noch direkter ist die Aufforderung www.deutschland-liest-vor.de. Die entsprechende Kampagne steht unter der Schirmherrschaft von Doris Schröder-Köpf, der Gattin des ehemaligen deutschen Kanzlers. Pädagogen schreiben über das Vorlesen als «Aufgabe und Gegenstand des Deutschunterrichts».

Allerdings nimmt das Vorlesen heute andere Formen an. 1931 gab es in den Vereinigten Staaten das erste Readophone, ein Gerät, das vor allem für Sehbehinderte gedacht war und Schallplatten abspielte. 1954 wurde in Marburg an der Lahn die erste deutsche «Blindenhörbücherei» gegründet, die mit Tonbändern arbeitete.

Ab 1975 gehörten Kassettengeräte in Autos zum Standard. «Hörbücher» wurden Mode. In den Buchhandlungen füllen sie heute ganze Gestelle. An der AudioBooksCologne gab es ein «Hörlabyrinth», eine «Hördusche» und eine «Hörbar». Wer sich nicht in die Buchhandlung bemühen will, lädt seine «Audiobooks» (so heissen sie dort) aus dem Internet herunter. Was Karl Kraus im Wiener Konzertvereinssaal vortrug und viel mehr, ist hier erhältlich, und während Ludwig Tieck noch selber in alle Shakespeare-Rollen hineinschlüpfen musste, steht uns der BBC-Shakespeare auf DVD zur Verfügung. Über all dies nachzudenken, lohnt sich.

Soll man überhaupt vorlesen?

Entschieden ja, fand der oben zitierte Heinrich Meyer und fügte hinzu, dass «wir im Lehrbetrieb hierzulande [er meinte die amerikanischen Universitäten] ja die Werke selber, nicht Worte darüber zu studieren pflegten und da-

her sehr wohl wissen, wie die Werke selber wirken, da man sich dann die «Interpretationen» davon sparen kann.»

Gegen das Deklamieren, vor allem gegen das gefühlvolle, äusserte sich hingegen Walther Killy, den ich in Bern gehört habe und der sich auf Goethe bezieht: «Es gibt dreierlei Arten Leser: Eine, die ohne Urtheil geniesst, eine dritte, die ohne zu geniessen urtheilt, die mittlere die geniessend urtheilt und urtheilend geniesst; diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk aufs's neue.»

Nun ist kein Zweifel daran, dass Vorlesen mehr zum Geniessen ohne Urteil anregt als zum urteilenden Geniessen. Ausserdem liefert sich ein Zuhörer, dem man vorliest, nicht nur dem Text aus, sondern auch dem Vorleser. Das ist nicht harmlos. Elias Canetti hat es in den Vorlesungen von Karl Kraus mit Schrecken festgestellt. Er schildert, wie ihm das Publikum «begeistert und fanatisch, befriedigt und drohend zugleich» erschien, als er am 17. April 1924 zum ersten Mal Karl Kraus als Vorleser erlebte. Dieser Schrecken verstärkte sich, wenn wir erfahren, was Kraus sich selber dabei dachte:

Der Vorleser
Ich muss sie alle vereinen,
die ich einzeln nicht gelten lasse.
Aus tausend, die jeder was meinen,
mach' ich eine fühlende Masse.
Ob der oder jener mich lobe,
ist für die Wirkung egal.
Schimpft alle in der Garderobe,
ihr wart mir doch wehrlos im Saal!

Was soll man vorlesen?

Gegen das Vorlesen von Gedichten bemerkte Gottfried Benn in «Probleme der Lyrik»: «... dass ich persönlich das moderne Gedicht nicht für vortragsfähig halte, weder im Interesse des Gedichts, noch im Interesse des Hörers. Das Gedicht geht gelesen eher ein.» Benn sagte das bei seiner Ernennung zum Ehrendoktor am 21. August 1951 an der Universität Marburg, und seine Bemerkung richtete sich gegen eine Übung im Vortrag moderner Lyrik, die der bereits zitierte Marburger Professor Winkler in jenem Jahr ausgeschrieben hatte.

Benn versäumte dann allerdings nicht, seine eigenen Vorlesekünste ins rechte Licht zu stellen: «Als ich einmal vor Jahren in der ehemaligen Preussischen Akademie der Künste, deren Mitglied ich bin, Verse vortrug, sagte ich vor jeder Lesung: Jetzt kommt ein Gedicht von beispielsweise vier Strophen zu acht Reihen – das optische Bild unterstützt meiner Meinung nach die Aufnahmefähigkeit.» Winkler selber, ein begabter Vorleser (kein Geringerer als Andreas Heusler bezeugte das), hat Benns Gedichte gern und gut vorgelesen. Benn hatte aber sicher recht: Es gibt Texte, die man auch sehen muss. Das gilt für Entwürfe von Hölderlin genauso wie für die Texte von André Thomkins oder Dieter Roth.

Besonders anregend (auch zum Widerspruch) sind die Beobachtungen von Heinrich Meyer, den ich deswegen ausführlich zitiere:

«Es stellte sich heraus, dass manche Bücher, die man beim schnelleren Selberlesen durchaus interessant fand, etwa von Stendhal, beim langsameren Vorlesen einfach langweilig wurden. Zum Beispiel ist die Schilderung von Waterloo durch das Erlebnis des jungen Enthusiasten in *La Chartreuse de Parme* der Grund gewesen, dass wir das Buch alsbald weglegten.

Gewiss, man kann alle Bücher vorlesen, besonders wenn man es im Familienkreis tut und dann das Interesse der Kinder mitgenießt, die ja ganz anders aufnahmefähig sind als die Älteren, und man kann da etwa Scott oder Dickens mit Geduld aufnehmen.

Aber die Erfahrung beim schnellen Autofahren betraf nur uns Erwachsene, und da fanden wir, dass Gotthelfs *Geld und Geist*, Michels *Brautschau* ebenso wie *Guard of Honor* von Cozzens, *Sincerely*, Willis Wayde und *Melville Goodwin, U.S.A.* von Marquand, *Die Verlobten* von Manzoni, die *Erzählungen aus dem Ries* von Melchior Meyr, *Madame Bovary* vorlesbar waren, wogegen zum Beispiel Flauberts *Salammbô* und Proust unerträglich schienen.

Im Seminar fand ich, dass die beschränktere Zeit nur erlaubte, solche Geschichten laut vorzulesen, die man an einigen Abenden vollständig durchlesen konnte, zum Beispiel Schützes *Die beiden Candidaten*, *Der Schleier* von Strauss, *Das Gespenst* von Inglin. Während Schütze der weitaus hervorragendste Erzähler der Goethezeit ist, dessen Vorlesbarkeit über alles andere erhaben ist und neben dem Goethe geradezu grotesk wirkt, gerade beim Lautvorlesen, wo man alle die Notbehelfe und falschen Improvisationen bemerkt, sind Strauss und Inglin beim Lautlesen ganz anders als beim Selberlesen. [...]

So merkt man bei der grotesken Geschichte von Inglin, dass es nicht etwa eine moralisierende Kalendergeschichte über das Zusammenfinden zweier halb auseinandergelkommener Eheleute, sondern ein sehr sorgsam auf komische Effekte hin komponiertes kleines Drama ist, das besonders durch eine über-

aus feine Gliederung bewegtere und ruhevollere Teile wirksam miteinander ins Gleichgewicht bringt.

Der berühmte *Schleier* von Strauss fällt dagegen etwas ab, weil die Geschichte zuerst mit dem Mann, dann mit dem Gesichtspunkt der nachsichtigen Frau rechnet und der Mann daher zu belanglos und kindisch erscheint, um überhaupt solcher Darstellung wert zu sein.»

Als kluger Mann fügte Meyer allerdings hinzu: «Anderen geht es anders [...] So gibt es hier Affinitäten und Abneigungen, die man wiederum nicht verallgemeinern darf. Eines ist aber sicher zutreffend: ein Buch, das beim Lautlesen wirkt, ist gewiss ein besseres Buch als eines, das nur beim schnellen Durchlesen zu packen vermag.»

Wie soll man vorlesen?

Texte sagen oft, wie man sie vorlesen muss: «Singet leise, leise, leise, Singt ein flüsternd Wiegenlied...». Neben solchen ausgesprochenen Hinweisen gibt es die unausgesprochenen. Verse zum Beispiel brauchen Pausen am Ende der Zeile:

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt, |
Still und blendend lag der weisse Schnee... |

Fontanes Balladenverse hingegen (nach dem englischen Vorbild «Chevy-Chase-Strophen» genannt) verlangen eine Pause nach jeder zweiten Zeile:

Ich hab' es getragen sieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr! |
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer. |

Oft sind Hinweise auf die Leseweise versteckt und doch wirksam. Morgensterns «Grosses Lalula» erscheint zwar unsinnig, aber ich habe noch niemanden getroffen, der den Text nicht im Wechsel von betonten und unbetonten Silben (sogenannten Trochäen) gelesen hätte:

Kroklok wafzi? Semememi!
Seiokrontro – prafriplo:
Bifzi, bafzi; hulalemi:
quasti basti bo.

Ans Rätselhafte grenzt eine Erfahrung, von der Goethe in «Dichtung und Wahrheit» berichtet:

«[...] kurz darauf erschien eine Flugschrift «Prometheus und seine Rezen-

senten», gleichfalls in dramatischer Form. [...] Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Stil und Ton nach von jemand aus unserer Gesellschaft sein musste, ja man hätte das Werklein für meine eigne Arbeit halten sollen.

Am unangenehmsten aber war mir, dass Prometheus einiges verlauten liess, [...] was eigentlich niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, dass der Verfasser von denjenigen sei, die meinen engsten Kreis bildeten. [...] Wir sahen einer den andern an, und jeder hatte die Übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfasser wusste sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äusserst verdriesslich war, [...] hier wieder Anlässe zu neuem Misstrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen.

Die Ungewissheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich in meiner Stube auf- und abgehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagners, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinuntersprang, ihr meine Entdeckung mitzuteilen, gestand sie mir, dass sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm deuchte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestossene Drohung, ich würde mit dem Verfasser, wegen missbrauchten Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte.»

Wie es möglich war, aus einem Text den Tonfall des Verfassers herauszuhören, ist sehr schwer zu erklären, es gibt aber immer wieder Beobachtungen dieser Art. Der Leipziger Phonetiker Eduard Sievers entwickelte daraus ein Verfahren, das er «Schallanalyse» nannte (es hatte nichts mit den heute so genannten physikalischen Untersuchungsverfahren zu tun).

Der Erlanger Germanist Franz Saran untersuchte damit vor allem die musikalische Gestalt von Versen, und sein Kollege Gustav Becking verwendete eine ähnliche Methode in der Musikwissenschaft. Sievers war von seinen Entdeckungen so überzeugt, dass er glaubte, er könne damit sogar Fragen der Textkritik beantworten. Der Berliner Neutestamentler Lietzmann legte ihm darauf einen altgriechischen Text vor, den er aus Fragmenten zahlreicher Autoren zusammensetzte. Daran scheiterte Sievers. Was seine Gegner freilich übersahen: Er hatte fast alle Nahtstellen richtig herausgehört oder -gespürt.

Als Instrument der Textkritik war die Schallanalyse erledigt. Bei der Beschäftigung mit Versen bieten sie aber immer noch viele Anregungen. Zwar kann man Sarans Verslehre nur Spezialisten empfehlen. Hingegen hat der Saranschüler Christian Winkler in «Gesprochene Dichtung» an einer grossen Zahl

von Beispielen anregend und nachvollziehbar gezeigt, wie man Texte sprechen kann. Sein Buch ist im Antiquariatshandel leicht erhältlich und besonders für Deutschlehrerinnen und -lehrer sehr zu empfehlen.

Waren Sievers und Saran als Positivisten überzeugt, dass es für jeden Text eine einzige richtige Schallform gebe, so zeigt sich Winkler vorsichtiger: Vorlesen, findet er, sei «wiedergegebene Rede». Ähnlich wie ein Kind, das nach Hause kommt und erzählt, was der Lehrer gesagt hat, ihn dabei sogar nachahmt, aber eben in seiner kindlichen Art und mit seiner kindlichen Stimme, so gäben wir beim Vorlesen die Worte eines Autors wieder.

Vorlesen als Zusammenspiel

Von den Lesungen des «Fackel»-Autors Kraus war oben die Rede. Neben wenigen kritischen Zuhörern gab es in seinem Publikum viele begeisterte, etwa Ernst Ginsberg oder Kurt Tucholsky. Einzelne dieser Lesungen sind damals auf Tonträger und Film aufgenommen worden und heute als CD oder übers Internet erhältlich. Was man da hört, erinnert an den schlechten Sprechstil früherer Opersänger. Auch wer den Autor Karl Kraus verehrt, bleibt ratlos. Wie nur konnten sich Menschen dafür begeistern?

Die Erklärung führt zu etwas Grundsätzlichem: Vorlesen ist nicht einfach eine Sache des Vorlesers, so wenig wie Erzählen einfach eine Sache des Erzählers ist. Beim Vorlesen wie beim Erzählen gilt, dass Sprechende und Hörende zusammenwirken. Karl Kraus vermochte als Vorleser sein Publikum zu beherrschen: Das lag wohl weniger an seiner Kunst als daran, dass Leute in seinen Lesungen sassen, die bereit waren, sich von ihm beherrschen zu lassen, und in diesem Sinne das Spiel des Vorlesers mitmachten.

Vorlesen ist auch nicht ein Wiederherstellen einer idealen oder historischen Schallform, sondern eben ein Spiel mit dem Text und den sprecherischen Möglichkeiten, die er bietet. Die Ergebnisse der Schallanalyse können dabei viele Anregungen bieten; zwingend sind sie nicht. Deswegen sind auch Autorinnen und Autoren nicht unbedingt die besten Vermittler ihrer Werke. Zum Beispiel wirkt Hugo von Hofmannsthal als Vorleser fremd und befremdend; das liegt nicht nur am Alter der Aufnahme. Ernst Jandl dagegen: packend und aufschlussreich. Gotffried Benn in menschenscheuer Zurückhaltung sympathischer als in manchen seiner Texte; aber seinen Gedichten wird er kaum gerecht; man muss sie nachher noch einmal lesen, um sie zu verstehen. Franz

Hohler wiederum: ein Erzähler, der seinen Beruf von vorneherein als ein Zusammenspiel mit dem Publikum versteht und entsprechend gut vorliest.

Hörbücher

So wissen wir über das Vorlesen einiges; über Hörbücher dagegen nicht sehr viel. Wissenschaftliche Literatur zum Thema ist schwer zu finden. Rezensionen liest man regelmässig, zum Beispiel in der «Neuen Zürcher Zeitung»; sie gehen in der Regel nur auf das Buch selber ein; auf das Vorlesen selten und nur knapp.

Es gibt grundsätzliche Kritik: Das Hörbuch erlaubt kein Zusammenspiel zwischen Vorleser und Hörer; es kann lebendiges Vorlesen also nie ersetzen, so wenig wie musikalische Aufnahmen eine wirkliche Aufführung. Die Erfahrung im Umgang mit Hörbüchern zeigt: Viele werden mittelmässig oder schlecht vorgelesen, oft zu schnell (die Lesenden wollen die Sache hinter sich bringen); dafür werden Texte, die sich auf einer CD unterbringen liessen, auf zwei verteilt. Verleser und Fehler im Text werden nicht korrigiert.

Trotzdem gibt es für den Verfasser und seine Frau Einspielungen, die sie nicht missen möchten: Die Aufnahme der «Plattdeutschen Volksmärchen, Schwänke und Legenden» von Wilhelm Visser mit Ivo Braak als Sprecher in der berühmt gewordenen Reihe «Niederdeutsche Stimmen» des Verlags Schuster in Leer; John Betjemans Gedichte, von ihm selber (zu Musik von Jim Parker) vorgetragen (als Virgin-CD bis heute erhältlich); «Stolz und Vorurteil», die deutsche Übersetzung von Jane Austens «Pride and Prejudice», vorgelesen von Eva Mattes, die Aufnahmen von Ernst Jandls Gedichten.

Nicht die Rede ist hier von den Erzählungen, die zu Hörspielen ausgebaut wurden, vor allem für Kinder, und im englischen Sprachbereich häufiger als im deutschen. Auch da gibt es – im Mist versteckt – die Perlen. Es lohnt sich also, hie und da in Hörbücher hineinzuhorchen.

Vier Ratschläge für die Praxis des Vorlesens (mit je einem kurzen Kommentar)

Der erste Ratschlag: Vor dem Beginn das Publikum ansehen.

Liest man vor einer kleinern Gruppe, darf man ruhig allen Einzelnen

kurz in die Augen schauen. Bei einem grössern Publikum ist wichtig, vor allem die Vordersten und die Hintersten anzusehen. So ergibt sich der Kontakt, die Vorleserin oder der Vorleser stellt sich auf die Grösse des Raums ein und liest dann mit angemessener Lautstärke und im richtigen Tempo. Auch bei längern Pausen, etwa am Ende eines Abschnitts oder wenn das Publikum lacht, empfiehlt sich ein Blick in die Runde.

Der zweite Ratschlag geht auf den sehr erfahrenen Vorleser Ludwig Tieck zurück: «Auf das Athemholen kommt viel an, und vor allem darauf, dass man es an der rechten Stelle thue.»

Hat man Zeit, sich auf das Vorlesen vorzubereiten, oder will man sich drin üben, tut man gut daran, allein oder noch besser mit jemand anderem auszuprobieren, an welchen Stellen die Atempausen nicht stören. Dort markiert man sie zum Beispiel mit einem Strich wie in den folgenden Textausschnitten. Lässt man sich ruhig Zeit zum Atmen, fällt das Ergebnis eindeutiger aus, als wenn man nur kurz nach Luft schnappt. Tieck findet: «Nothwendig ist es durch die Nase Athem zu holen, das bewahrt die Kehle vor zu starker Luftzuströmung, die bei der Erhitzung des Lesens leicht erkältend wirken kann. Die Stimme wird dann rauh und verliert an Kraft und Ausdauer.» Feste Regeln, wo man atmen soll, gibt es nicht (auch hier entscheidet das Zusammenspiel mit dem Publikum), aber Hinweise sind doch möglich.

Bei einem Punkt hat man fast immer Zeit, um Luft zu holen (ebenso bei einem Strichpunkt).

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. | Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen. | Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer lasst mich nichts sagen. (Goethe)

Über andere Satzzeichen liest man dagegen manchmal hinweg, manchmal nicht. So über das Komma und über den Doppelpunkt:

Verwegener, was soll das sein, fragte der | und fuhr mit drohendem Ton von dem Sessel auf. | (Hebel)

Aber das Männchen sprach: Nein, | etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt. | (Grimm)

Dagegen:

Es war einmal ein Mann und eine Frau, | die wünschten sich schon lange ein Kind. (Grimm)

Da sagte der Malefikant: | Wenn ich denn doch sterben muss, | das Rädern ist ein biegsamer Tod. (Hebel)

Ist die Atemgliederung erst klar, ergibt sich auch die Betonung. Feste Regeln dafür gibt es keine. Meist werden zwei Wörter in jeder Atemeinheit hervorgehoben. Von denen hat eines ein mehr oder weniger deutliches Übergewicht:

Das *Leben* will **ernst** genommen sein, |
die *Kunst* will es erst **recht**. | (Th. Mann)

Aber das *Männchen* sprach: **Nein**, |
etwas *Lebendes* ist mir lieber als alle Schätze der **Welt**. (Grimm)

Der dritte Ratschlag betrifft die Aussprache: Auch hier entscheidet das Zusammenspiel mit den Zuhörenden. Ein grösseres Publikum erwartet beim Vorlesen eine überregionale Standardaussprache (und zwar sind diese Erwartungen beim Vorlesen ausgeprägter als bei Referaten oder Gesprächen). Das kann man schon in der Schule beobachten, wo Kinder und junge Leute beim Vorlesen von sich aus zum überregionalen Standard wechseln.

Der vierte Ratschlag: Lesen Sie doch wieder einmal vor! Auch wenn Sie nicht so wirken wie Kraus oder Tieck und Ihre Aussprache dem überregionalen Standard nicht ganz genügt – tun Sie es. Es ist ein Spiel und wird Ihnen und andern Freude bereiten.

(Eine Liste der erwähnten Bücher und Schallaufnahmen stellt der Autor gerne zur Verfügung; Adresse siehe «Die Mitarbeitenden des Hauptteils, S. 122»)

Die Mitarbeiter des Hauptteils

Regula Schmidlin, Dr. phil., Linguistin, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern, Färberstrasse 21, 4057 Basel

Hans Martin Hüppi, Untermättli 10, 8913 Ottenbach